

Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 141 (1862)

Artikel: Geschichte eines lebendigen Räthsels

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-373151>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Geschichte eines lebendigen Räthsels.

So lange es Menschen giebt, so lange wird das Unglück Theilnahme erregen. Wenn aber dieses Unglück in der Gestalt unerhörter Misshandlung, als der Gegenstand eines grausamen Verbrechens und noch außerdem in dem dicht verhüllenden Schleier eines Räthsels lebendig vor uns auftritt, mitten unter uns lebt und als ungelöstes Rätsel wieder von uns scheidet, — da ist die Theilnahme der Menschen eine noch viel größere, natürliche und bleibende, — und eben darum erzählt der Kalendermann jetzt eine Begebenheit, an die er, wiewohl der Unglückliche schon in den Dreißiger Jahren starb, erst in den letzten Jahren wieder recht lebhaft erinnert worden ist. — Was ganz Deutschland, ja einen großen Theil von Europa Jahre lang in Spannung hielt, das darf der Kalendermann, wenn die Leidenschaften vorüber und der Blick heller, auch seinem bescheidenen Leserkreise erzählen. Der Kalendermann wird aber nicht etwa ein Märchen, er wird nur wahre, geprüfte, feststehende Thatsachen erzählen.

Es war am 26. Mai des Jahres 1828, am zweiten Pfingsttage, da die Leute ins Freie zu gehen pflegten, als in der Stadt Nürnberg in Bayern Abends zwischen 4 und 5 Uhr auf einem kleinen freien Platze ein junger Bauernbursche bemerkt wurde, der gleich einem Betrunkenen vorwärts zu kommen strebte, aber weder gerade stehen noch seine Füße bemeistern konnte. Als ein Bürger zu ihm trat, hielt er ihm einen Brief vor und stammelte: „Hinweisen, wo Brief hingehört“, der Brief war an einen in Nürnberg wohnenden Offizier adressirt; der Bürger führte den Fremden zu der Wohnung des Offiziers, zog die Glocke und ging weiter. — Der Offizier war nicht zu Hause. Dem Bedienten desselben aber erwiederte der Fremde auf die Fragen: „wer er sei? was er wolle? woher er komme?“ nichts Anderes als immer das Gleiche: „Ä söcht'na Neutä mögl' ich wähn, wie mi Bottä wähn is“ (Ein solcher Reiter mögl' ich werden, wie mein Vater gewesen ist); dabei schien der Fremde aufs Neuerste ermattet, er weinte, zeigte auf seine schwankenden Beine und war dem Zusammenbrechen nahe. Die Frau des Offiziers ließ dem

Unbekannten einige Erfrischungen geben. Als er aber einen Bissen Fleisch in den Mund nahm, schüttelte er sich heftig, seine Gesichtsmuskeln zuckten, und er spie es wieder aus. Eben so mit etwas Bier. Dagegen verschlang er ein Stück schwarzes Brod und frisches Wasser mit wahrer Gier. Offenbar hörte der Bursche, aber ohne zu verstehen; er sah, ohne zu unterscheiden. Er stieß Schmerzenslaute und unverständliche Töne aus, wiederholte immer und immer wieder die Worte: „Neutä wähn“ ic.

Man hielt ihn für einen Wilden und brachte ihn in den Pferdestall. Hier streckte er sich so gleich aufs Stroh nieder und fiel in tiefen Schlaf. Als der Offizier nach Hause kam, öffnete er den Brief. Derselbe kam angeblich von einem armen Taglöhner, der dem „Herrn Rittmeister“ einen Knaben schickt, welcher ihm am 7. Oktober 1812 „gelegt“ worden sei; der Taglöhner habe selber 10 Kinder, so daß er sich kaum fortbringen könne; Vater und Mutter des Knaben seien nicht bekannt, dieser selber wisse nicht, wer ihn auferzogen, noch wo er gewohnt; man habe ihn nie einen Schritt aus dem Hause gelassen, und es wisse auch sonst kein Mensch etwas von dem Knaben; er, der Bauer, habe ihn das Lesen und Schreiben gelehrt, und dieser wolle ein Reiter werden ic.

In dem Briefe lag ein mit lateinischen Buchstaben geschriebener Zettel des Inhalts: „Das Kind sei getauft und heiße Kaspar, den „Schreibnamen“ müsse man ihm selber geben; sein Vater sei Reiter gewesen, und wenn Jener 17 Jahre alt, so solle man ihn nach Nürnberg schicken, wo sein Vater auch Reiter gewesen sei.“ Dieser Zettel war angeblich von der Mutter Kaspar's, also schon vor 16 Jahren, geschrieben; sie heißt sich ein „armes Mägdelein, das ihr Kind nicht ernähren könne, sein Vater sei gestorben.“ — Beide Zettel aber waren mit derselben Linie, auf gleiches Papier, wahrscheinlich von derselben Hand und offenbar absichtlich fehlerhaft und entstellt geschrieben.

Am gleichen Abend noch wurde Kaspar auf die Polizei geführt. Es war komisch, wie er auf die üblichen Fragen: „Wie heißt Er? weß Standes und Gewerbes? woher kommt Er?“

wo hat Er Seinen Paß?" kein anderes Wort erwiederte als: "Ä söchtna Reutä"; aber es war auch rührend, das fortwährende Wimmern des Knaben zu hören und seine schwachen Beine, sein kindisch-linftisches Benehmen zu sehen. Er benahm sich wie ein dreijähriges Kind. Wiederum reichte man ihm Fleisch und Bier, wiederum spuckte er es mit Abscheu aus. Die Anwesenden zweifelten, ob sie einen Wilden, einen Blödsinnigen oder einen Betrüger vor sich sahen. Man legte ihm Feder und Papier vor; er ergriff jene nicht ungeschickt und schrieb auf dieses mit festen und leserlichen Zügen: "Kaspar Hauser." Mehr konnte der Unglückliche nicht schreiben.

Man brachte ihn jetzt ins Vagabunden-Gefängnis und beobachtete ihn daselbst genau. Kaspar Hauser war schlafend, erwachend, spiegelnd, essend und trinkend immer derselbe. Er war völlig unwissend, weichen Gemüths, leicht weinend und so ängstlich, daß er sich vor dem 2-jährigen Knaben des Gefängniswärters fürchtete. Im Uebtigen zeigte sich sein Körper wohlgebildet, die Glieder zart, die Füße ohne Spur, je von einem Schuh beengt worden zu sein, die Fußsohlen weich wie das Innere der Hand, an den Armen Spuren von Impfung. Das Gesicht aber war ohne allen Ausdruck; Hände und Füße wußte der Unglückliche nicht zu gebrauchen, — und doch begriff er leicht und zeigte ein gutes Gedächtniß. — Selbst der Geruch von Speisen erregte ihm Schauder, er nahm nichts zu sich als Brod und Wasser; einige Tropfen Weines, unter dieses gemischt, machten ihm Angstschwitz, Erbrechen und Durchfall; sogar Milch erregte ihm Aufstoßen. Alle Menschen nannte Kaspar "Bua", alle Thiere "Ros." Als man ihm ein hölzernes Spielpferdchen schenkte, geriet der bisher unempfindliche Mensch in freudige Aufregung, er schien einen alten Freund wiedergefunden zu haben; er streichelte das Pferd und behing es mit bunten Lappen. Stunden lang spielte er mit ihm. — Bei näherer Untersuchung zeigte sich seine Bauernjacke aus einem alten Frack mit ungeübter Hand umgestaltet; aus den zerrissenen Stiefeln guckten die Zehen hervor. In seinen Taschen hatte er eintge Lappen, einen Schlüssel, etwas Goldsand, einen Rosenkranz und — o fürchterlicher Hohn! — ein Traktälein mit

dem Titel: „Kunst, die verlorne Zeit und übel zugebrachte Jahre zu ersezgen.“

Der Findling erhielt jetzt die liebevollste Pflege; man suchte sich ihm verständlich zu machen, er zeigte eine wunderbare Fassungskraft, machte sich hinwiederum Anderen verständlich, und im Laufe weniger Monate war es jedem Unbefangenen klar: hier lag ein grauenhaftes Verbrechen vor, ein Verbrechen an der Seele und an dem Körper eines Menschen. Kaspar Hauser war — dies ging aus seinen Aufklärungen hervor — sein ganzes Leben lang, ohne menschliche Gesellschaft, in einem halb unterirdischen Behälter eingesperrt gewesen; ein Holzstoß vor demselben ließ das Licht nicht eindringen. Ein Mann brachte ihm, während er schlief, Wasser und Brod; schlafend wurde er gereinigt und gekleidet, zwei hölzerne Pferde und ein hölzerner Hund waren sein Spielzeug. Kurz vor seiner Begleitung nach Nürnberg kam der Mann öfter und bei Tage zu ihm, lehrte ihn seinen Namen schreiben und etwas gehen. Endlich trug er ihn auf den Schultern aus dem Kerker und brachte ihn so bis zur Stadt. Das Aussehen des Mannes konnte Hauser nicht näher beschreiben.

Der Bürgermeister von Nürnberg erließ jetzt, Ende Juli, eine öffentliche Bekanntmachung, um Aufschluß über den Findling zu erhalten. Die Zeitungen aller Länder besprachen das Ereignis, aber Niemand gab Auskunft. Die Stadt Nürnberg adoptierte den Knaben; er ward einem angesehenen Professor zur Erziehung übergeben. Nur mit vieler Vorsicht gewöhnte sich Kaspar nach und nach an ordentliche Kost; zuerst verstand er sich zu Wassersuppen. Hauser war fleißig und gelehrt; er lernte Lesen, Schreiben, Zeichnen und besonders gern Reiten.

Da traf ihn ein neuer Schlag. Am 17. Oktober 1829 fand man ihn in einer Ecke des Kellers hockend; er blutete stark aus einer Wunde an der Stirn. Hauser erzählte, als er auf dem Abritt gesessen, habe sich ein Mann mit schwarem Gesicht ihm genährt und mit einem Messer nach seinem Halse gestochen; als er sich mit dem Kopfe gebückt, habe das Messer die Stirn getroffen. Da sei der Mann entflohen, er aber, Kaspar, in der Angst in den Keller gekrochen. Der Mann war verschwunden und wurde nie entdeckt. Die Beschreibung, die Kaspar von ihm

machte, schien aufemand zu passen, der kurz nach dem Vorgang in sehr eleganter Kleidung in der Stadt gesehen wurde. — Jetzt erhielt Hauser eine Polizeiwache.

Im März 1830 kam ein preußischer Offizier nach Nürnberg, der Ungarisch konnte. Er sah Kaspar, und es ergab sich unzweifelhaft, daß auch dieser ungarische Wörter verstand; man schloß daraus, daß Kaspar Hauser anfänglich in Ungarn eingesperrt war.

Im Mai 1831 traf in Nürnberg ein englischer Lord ein, zeigte ungewöhnliches Interesse für den Kindling, nahm ihn als Pflegesohn an und versetzte ihn im Dezember in die bayerische Stadt Ansbach, wo ihn ein Lehrer in Kost nahm. Kaspar wurde mit Abschreiben auf dem Gericht beschäftigt. Hier war es auch, wo einer der ausgezeichnetsten und scharfsinnigsten Männer Deutschlands, der berühmte Strafrechtslehrer und Obergerichtspräsident Feuerbach, sich des Unglücks mit väterlicher Zärtlichkeit annahm. Er sagt von ihm: „Die Züge seines Gesichtes waren weich wie die eines Kindes, mit einigen leicht gezogenen Furchen vorzeitigen Alters; er ist ein Gemisch von Kind, Jungling und Mann. Was er lernt, verdankt er beharrlichem Fleiß. Mild, sanft, ohne lasterhafte Neigungen, ohne Leidenschaft, glückt sein spiegelglattes Gemüth einem ruhigen See in der Mondscheinnacht. Er ist unsfähig, einem Thier wehe zu thun, mitleidig gegen den Wurm, den er zu zertreten fürchtet, dabet furchtsam bis zur Feigheit; rücksichtslos aber, wenn es gilt, den für recht erkannten Vorsatz durchzuführen.“ — Feuerbach starb im Mai 1833.

Ende desselben Jahres noch wollte der Engländer Kaspar Hauser nach England abholen; er sollte seinen Pflegesohn nicht mehr lebendig treffen. Am 14. Dezember 1833, als Kaspar aus dem Gerichtsgebäude nach Hause ging, redete ihn ein Mann an, bestellte ihn auf 3 Uhr in den Hofgarten, wo er ihm das Geheimniß seiner Herkunft mittheilen wollte. Kaspar ging. Der Fremde war schon da; er ließ sich auf Ehre, Seele und Seligkeit strengstes Geheimniß schwören. Dann zog er eine Brieftasche heraus und ließ etwas fallen. Hauser bückte sich, es aufzuheben. Im gleichen Augenblick fühlte er einen schmerzhaften Stich im Leibe. Der Unbekannte

verschwand; Kaspar eilte, die Wunde zu haltend, nach Hause, erzählte den Vorgang, starb aber am 19., ruhig und mit der Welt versöhnt. — Die Wunde war 4 Zoll tief in den Körper gedrungen; das Herz war an der Spitze, außerdem Zwerchfell, Leber und Magen durchstochen. Selbstmord ward als Unmöglichkeit erklärt. Der Zustand der Eingeweide wies auf frühere lange Einkerkierung hin. — Der König von Bayern setzte einen Preis von 10,000 Gulden auf die Entdeckung des Mörders; der Engländer erhöhte den Preis um 5000 fl. — Gleichwohl blieb der Mörder bis auf diesen Tag unentdeckt.

Wer war nun Kaspar Hauser? Die Erörterung dieser Frage, die Lösung dieses Räthsels hat Hunderte von Federn beschäftigt; eine ganze Bibliothek von Büchern wurde darüber geschrieben. Bestimmtes, Sicherer, wirkliche Beweise wurden aber nie ermittelt; dagegen hat der menschliche Scharfsinn eine Wahrscheinlichkeit entdeckt, die durch eine Reihe von Anzeigen bestätigt wird und in Deutschland heutzutage fast als Gewissheit gilt. — Der Leser wird die verschiedenen Erklärungsversuche nicht ungern vernehmen. — Die einen erklären Kaspar Hauser für einen schlauen Simpel, einen Halbblödsinnigen und zugleich Betrüger, der zuletzt aus lauter Verschmittheit und Eitelkeit zum Selbstmord gebracht worden sei; er habe sich interessant machen wollen, aber zu tief gestochen. Nun, das wäre ein schlauer Betrüger, der fünf Jahre lang die ganze Welt getäuscht und aus lauter Betrug am Ende sich selbst getötet hätte! — Andere machten aus ihm einen gemeinen Landstreicher, — und doch waren seine Hände weich und schön, seine Füße an den Sohlen ohne Hornhaut, ohne Spuren eines Schuhes, selbst ohne Spur von Barfußgehen! Ein seltsamer Landstreicher das, der nicht gehen, kein Fleisch essen, kein Bier und keinen Wein trinken kann! Außerdem sprach ganz entschieden gegen einen Betrüger die Ermordung, die von fremder Hand geschehen sein mußte. — Eine alte Engländerin suchte darzuhun, Kaspar sei ein im Ehebruch mit einer vornehmen fürlischen Frau erzeugter Knabe; sein Vater habe ihn wollen durch den Bedienten weggeschaffen lassen, dieser aber habe ihn insgeheim erhalten und dann an den Nürnberger Rittmeister mit dem Briefe

geschickt. Da die Sache so großes Aufsehen gemacht, habe ihn die Dame durch den englischen Lord, der ihn scheinbar als Pflegsohn angenommen, ermorden lassen. Dieser ganzen Erzählung fehlt es aber an jedem Schatten von Beweis.

— Der Nürnberger Professor dagegen, bei dem Kaspar erzogen wurde, hielt ihn für den Erbberechtigten einer vornehmen und reichen englischen Familie, den man heimlich weggeschafft habe, um das Erbe in andere Hände zu bringen. Auch der Professor hält den Lord für Kaspar's Mörder.

So wahrscheinlich es scheint, daß dieser Engländer seine Hand in den dunkeln Lebensschicksalen des unglücklichen Findlings hatte, so sehr fehlt es an jeder Handhabe für den englischen Ursprung Kaspar's, und warum sollten denn die Engländer ihn ermorden lassen, da ja keine Seele in Bayern an einen englischen Ursprung des Findlings dachte? — So bewegte man sich in Vermuthungen und Phantasiegebilden, man erfand neue Rätsel, um das alte zu lösen; die verschiedenen Urheber ihrer Ansichten stritten sich öffentlich und privatim herum, — während sich gleichzeitig eine ganz andere Meinung geltend machte und verbreitete, ein anderer Verdacht erhoben wurde, der bis heute nicht schwieg: der nämlich, Kaspar Hauser sei der erstgeborne Sohn eines deutschen Fürstenhauses, aus der Wiege gestohlen, in der Wiege schon um seinen Namen, seine Familienrechte, seinen Thron betrogen. — Un gescheut wurde in Deutschland dieses furchtbare Geheimniß verbreitet und in Zeitungen und eigenen Schriften herumgeboten; das Fürstenhaus wurde genannt, in welchem das unerhörte Verbrechen verübt worden sei, — aber merkwürdig, Niemand zog die Urheber und Verbreiter des Gerüchtes zur Verantwortung, Niemand widerlegte dasselbe, und so geschah es, daß dasselbe zwar im Laufe der Zeit im Allgemeinen einschlief, im Gedächtniß Einzelner aber um so lebendiger fortlebte. Das Gerücht sollte noch einmal, und zwar fast 20 Jahre nach dem Tode Kaspar Hauser's, aufgeweckt werden. Der Sohn des oben genannten, 1833 verstorbenen Obergerichts-Präsidenten Feuerbach in Ansbach gab 1852 die Schriften seines Vaters heraus, und unter diesen befand sich eine Eingabe vom Jahre 1832 an die damalige

Königin von Bayern, eine badische Prinzessin, welche die Frage behandelte: „Wer möchte wohl Kaspar Hauser sein?“ Feuerbach hatte die Untersuchung in Beziehung auf das an dem Unglücklichen verübte Verbrechen geführt, er wußte also mehr als ein Anderer; er war ein unabhängiger Mann mit großer Macht, und er war ein ehrlicher, zugleich ungewöhnlich scharfsinniger Mann. Feuerbach schloß in jener Eingabe aus der ungeheuern That einer vielleicht 16 — 17 Jahre langen geheimen Gefangenhal tung eines Menschen, daß der Gefangene kein uneheliches Kind war, dessen Verlegenheiten man ja mit Geld leicht beseitigen konnte, daß Kaspar vielmehr ein eheliches Kind war; er schließt weiter aus den großen, außergewöhnlichen Mitteln, mittelst deren die Aussetzung des Knaben mitten in Nürnberg, und mittelst deren Mordversuch und Mord, ohne Ermittlung des Thäters, verübt werden konnten, daß bei der That mächtige und reiche Personen betheiligt waren, welche durch Furcht Zeugen zu fesseln und goldene Schlösser an mehr als Einen Mund zu legen die Macht hatten.

Das Wagniß des Mordes, das zum Schaffot führen konnte, bewies ihm ferner, daß Kaspar ein Mensch war, an dessen Leben oder Tod sich große Interessen knüpften; und daß er entfernt werden mußte, nicht aus Rache — denn das harmlose Kind hatte keinen Feind, — sondern aus Eigennutz, damit Andere ihn beerben. Kaspar aber mußte eine Person hoher Geburt, fürstlichen Standes sein, — hatte er doch bald nach seiner Erscheinung in Nürnberg Träume, die er wieder erzählte und die an einen Palast anknüpften, in welchem er früher wohnte. Der Mann, der Kaspar gefangen hielt, war nicht sein Feind; er hielt den Knaben reinlich und gesund, er war sein Retter, der ihn verbarg vor Denen, die ihm nach dem Leben trachteten. Verschwunden konnte Kaspar nicht sein, — so schloß Feuerbach die Reihe seiner Sätze; seine Eltern hätten ihn sonst gesucht. Im Gegentheil: Kaspar ist nur unter den Toten zu suchen; ein Kind wurde für tot ausgegeben, wird jetzt noch für tot gehalten, lebt aber noch in der Person des armen Kaspar. Aus allem dem läßt sich folgender Thatbestand zusammenfassen:

„Das Kind, in dessen Person der nächste Erbe seiner Familie erloschen sollte, wurde heimlich bei Seite geschafft, um nie wieder zu erscheinen. Vielleicht lag es krank im Bett, als man ihm ein sterbendes oder gestorbenes unterschob, welches dann begraben wurde, wodurch Kaspar in die Todtenliste kam.“

War der Ausr des Kindes mit im Spiel, so war der Betrug leicht auszuführen.

Was war das aber für eine hohe Familie, in welche Kaspar gehörte? Es war nur ein Hans bekannt, auf welches Alles passte: das großherzoglich badische. Mit demselben hatte es aber folgende Bewandtniß: Der Großherzog Karl Friedrich von Baden, gestorben 1811, hatte zwei Frauen. Die erste war eine hessische Prinzessin, sie gebaß drei Söhne und starb 1787. Jetzt heirathete der Großherzog ein Fräulein unter seinem Stande und, wie man zu sagen pflegt, an die linke Hand; dieses Fräulein war eine Geyer von Geyersberg, nachmalige Gräfin Hochberg. Aus dieser zweiten Ehe entsprochen wieder drei Söhne. Es verstand sich nun von selber, daß die Söhne zweiter Ehe nicht auf den Thron gelangen könnten, so lange der Mannesstamm erster Ehe — die Zähringer — nicht ausgestorben war. Das Schicksal schien aber die Gräfin Hochberg und ihre Söhne zu begünstigen. Der Erbprinz des alten Großherzogs starb 1801 in Folge eines Sturzes aus dem Wagen. Er hinterließ nur einen Sohn: Karl Ludwig, welcher 1811 Großherzog wurde, als sein Großvater starb. Der zweite Sohn des Letztern starb ebenfalls, und zwar ohne Nachkommen, vor der Gräfin. Wenn also auch der dritte Sohn und der regierende Großherzog Karl Ludwig ohne männliche Nachkommen starben, so wurden die Söhne der zweiten Ehe Karl Friedrich's, die Söhne der Hochberg, thronfähig. Karl Ludwig heirathete schon 1806 als Erbprinz, und zwar Stephanie Beauharnais, eine Adoptivtochter Napoleon's I. Die Ehe war bis 1811 kinderlos. Jetzt aber gebaß Stephanie nach einander 5 Kinder: drei Töchter und zwei Söhne. Alle Töchter blieben am Leben, während seltsamer Weise die Knaben starben. Und doch wurde jedes Mal der Erbprinz von den Ärzten als „vollkommen gesund“ bezeichnet, und jedes Mal starb derselbe — der erste, geboren im Septem-

ber 1812, der zweite, geboren im April 1816 schon nach 8 oder 14 Tagen! Dazu kommt, daß diese beiden Prinzen in der Folge nie in die amtlichen Register der Familie des großherzoglichen Hauses aufgenommen wurden! Im Jahre 1818 starb auch ihr Vater Karl Ludwig, Stephanies Gemahl, so daß vom Zähringer Mannesstamme nur noch der jüngste Sohn Karl Friedrich's, der betagte Ludwig, übrig war, der denn auch den großherzoglichen Thron bestieg, um ihn, 1830 kinderlos gestorben, dann den Söhnen der zweiten Ehe seines Vaters, den Söhnen der Gräfin Hochberg, zu überlassen!

Feuerbach war nun überzeugt, und diese Überzeugung ward auch im Badischen vielfach gelehrt, daß Kaspar Hauser der im Jahre 1812 geborene badische Erbprinz, Sohn des Großherzogs Karl Ludwig und seiner Gemahlin Stephanie war, und daß er durch die Gräfin Hochberg, eine eben so stolze und ehrgeizige als zu Allem fähige Frau, auf schlaue Weise beseitigt wurde, um der Hochberg'schen Linie aus dem Wege zu kommen. Diese von Feuerbach so sinnreich begründete Behauptung fand eine Unterstützung in gewissen Umständen, die mit dem Tod jenes Prinzen und dem Inhalt des Briefes in Verbindung standen, den Kaspar Hauser 1828 mit nach Nürnberg gebracht hatte. — Aber nicht genug. Schon in den Jahren 1834 u. 35, als Feuerbach's Ansicht noch nicht im Publikum bekannt war, erschien von einem der vielen damals im Elsaß lebenden deutschen Flüchtlingen eine Druckschrift, welche bestimmt behauptete, der kurz vorher ermordete Kaspar Hauser sei der badische Thronerbe gewesen, und jene Schrift bezeichnete sogar den angeblichen Mörder desselben mit Namen, und zwar mit dem Namen Hennenhofer. Dieser Hennenhofer, der schon 1813 eine Rolle in Karlsruhe spielte und bis in die Dreißiger Jahre von Stufe zu Stufe in der Hofkunst stieg, bis er endlich sogar Minister wurde, ward 1834 gestürzt und lebte zurückgezogen in einem kleinen badischen Dorfe. Derselbe erhob aber gegen jene in der besagten Druckschrift gegen ihn geschleuderte schwere Beschuldigung nicht nur keine Klage, er suchte vielmehr Verfasser und Verbreiter jener Druckschrift auf alle Weise in sein Interesse zu ziehen; er schrieb ihnen Briefe und gab Geld, um die weitere

Verbreitung der Schrift zu unterdrücken. Besonders bemerkenswerth scheint, daß Hennenhofer offenbar mit der badischen Regierung über jene Druckschrift verhandelte, und daß diese zur Unterdrückung derselben und Unschädlichmachung ihrer Urheber mitwirkte. Zur Zeit der badischen Revolution, nachdem Hennenhofer fast verschollen war, wurde er wieder aus seinem Versteck gezogen und vom Volke öffentlich als Kaspar Hauser's Mörder beschimpft (1850). Eine gerichtliche Untersuchung wurde gegen ihn nie eingeleitet. Indessen ist er seither gestorben. Auch der Engländer, der Kaspar als Pflegsohn annahm und Einigen als sein Mörder galt, ist tot, und nachdem auch Stephanie, die früh verwitwete Großherzogin von Baden, die angebliche Mutter Kaspar Hauser's, eine mit Recht hochgeachtete, wohlhätige Frau, 72 Jahre alt, am 29. Januar 1860 zu Nizza in ein besseres Leben hinaufgegangen ist: sind alle bei jenem merkwürdigen Ereigniß irgend beteiligten Personen vom Grabe umschlossen. Mit dem Tode Stephanies sind jedenfalls alle Rücksichten dahin gefallen, welche irgend wen noch hindern könnten, mit der vollen Wahrheit heraus zu gehen, und so ist denn vielleicht noch Hoffnung vorhanden, daß in das Dunkel dieser rätselhaften Sache ein Lichtstrahl fällt.

Die Kunst, aus jeder Kaffeesorte einen guten Kaffee zu bereiten.

Bei der Zubereitung des Kaffee's werden gewöhnlich noch viele Fehler begangen; fällt der Kaffee schlecht aus, so wird das gewöhnlich der Sorte zur Last gelegt. Es ist aber eine nicht genug zu beherzigende Thatsache, daß — bei gehöriger Behandlung — auch aus einer mittelmäßigen Kaffeesorte sich ein ganz gutes Getränk herstellen läßt. Diesenigen Stoffe, welche den Kaffee wohlschmeckend machen, sind in allen Kaffeesorten ohne Ausnahme vorhanden, nur in einigen mehr, in anderen minder.

Bei der Kaffeezubereitung ist das Rösten des Kaffee's die Hauptsaache. Vor demselben soll stets gewaschen werden, weniger um den anklebenden Schmutz zu entfernen, als weil er sich dadurch gleichmäßiger röstet, indem alle Bohnen den gleichen Wassergehalt erlangen.

Niemals soll zu viel auf einmal geröstet werden. Die Kaffeebohnen werden zehn Minuten lang in Wasser eingeweicht, dann läßt man sie in einem Siebe abtropfen und hierauf zwischen zwei leinenen Tüchern genügend trocknen.

Das Rösten geschieht am besten in einer geschlossenen Kaffeetrommel über Holzkohlenfeuer; sie wird nur halb angefüllt. Es muß dabei zum Gesetz gemacht werden, stets nur eine bestimmte Menge Bohnen mit einer bestimmten Menge an Brennmaterial zu verwenden, nie mehr oder weniger. Gegen Beendigung des Röstens streut man etwas zerkleinerten Zucker, auf das Pfund einen Theelöffel voll, in die Trommel; der Zucker schmilzt und überzieht die Bohnen mit einer glänzenden Schichte gebrannten Zuckers, was außer dem schönen Ansehen noch den Nutzen hat, die Verschlüttigung der Bestandtheile der Bohnen, welche dem Kaffee den guten Geschmack verleihen, zu verhüten.

Der gebrannte Kaffee muß in luftdicht verschlossenen Gefäßen aufbewahrt werden. Wem daran gelegen ist, stets nur Vorzügliches zu trinken, der muß den Bedarf eines jeden Tales, nie mehr, vor der Bereitung stets frisch rösten lassen. Die Farbe des gerösteten Kaffee's darf niemals dunkler sein als kastanienbraun, eher etwas heller; ganz schwarz gebrannte Bohnen liefern keinen Kaffee, sondern Kohlenwasser. Um einen vorzüglichen Kaffee zu erhalten, ist auch unerlässlich, den gerösteten Kaffee stets gleich vor dem Bedarf zu mahlen; denn gemahlener Kaffee, welcher länger aufbewahrt wird, verliert den lieblichen, würzigen Geschmack.

Der Aufguß ist ungleich besser als das Kochen; denn beim Kochen ist ein Verlust der würzigen Bestandtheile ganz unvermeidlich. Sehr viel kommt ferner auf das Wasser an. Hartes Wasser liefert schlechte Aufgußgetränke; Regen- oder Flußwasser ist am besten; hat man nur Quellwasser zur Verfügung, so ist anzurathen, demselben — aber nicht (wie manchmal geschieht) dem gemahlenen Kaffee — eine Messerspitze voll gereinigter Soda (kohlensaurer Natron) zuzusezen. Dieser Stoff ist weder unappetitlich noch im Mindesten schädlich. Das Wasser muß stark sieden und wallen, wenn der Aufguß erfolgt; ist dies nicht der Fall, so löst sich das Caffein u. das Kaffeeöl nicht vollständig.